

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 47

Artikel: Korea
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

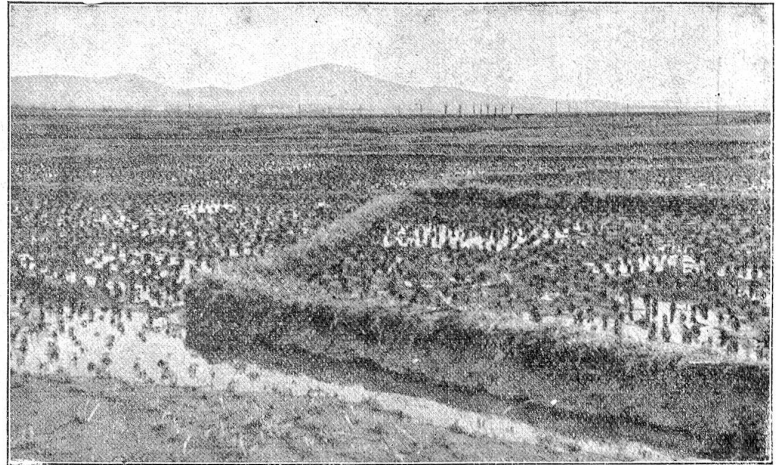
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

war etwas Seltenes. Augenblicklich war weder der Milchlieferant, noch der Bäcker, noch der Briefträger zu erwarten. Mit einer gewissen Hast legte Helene die Handarbeit weg. Sie hatte nicht beachtet, daß jemand sich dem Hause genähert hatte. Zukunfts Möglichkeiten stiegen vor ihr auf. Zu ihrer Ueberraschung sah sie dann den Schreinermeister Werder vor der Tür stehen. Sie begrüßte ihn freundlich, ohne ihn hereinzubitten, in der Erwartung, daß er sein Anliegen gleich an der Haustür vorbringen werde. Er aber behielt den Hut in der Hand und sagte mit einer ihm sonst nicht eigenen Verlegenheit:

„Ich möchte etwas mit Ihnen sprechen, Fräulein Hammer!“ (Schluß folgt.)



Reisfelder auf der koreanischen Ebene.

Seh hei mr kei Wätter meh!

Vum Traugott Meyer.

Wem men eufi Gehrte frogti, wär eigetlig 's Wätter machi, so müekti si zercht es Wylt a dr Brüllen ummerangge, jo, und derno heißti 's erscht no, das Ing nit eso lycht gläge. Vor e par Woche han i aber es Matiteli atrofte, wo nit lang hätt müesse studiere, wohär 's Wätter chunnt. Das hätt di eifach aglache — und duffe weer 's gli: „Vum Laubfröschli uf dr Rumode!“ Du lachsch iek; aber i chönnt dr dr Blaz no zeige, won i das Hudeli gseh ha und wo mr in Brüeder — jo weißch, e so-n-e regelrächte Chnüllibueb — verzellt het, was 's mit em Laubfrösch denn gee heig. Dsch e so gli:

Chummen i do au wider einisch in es Dorf im obere Baselbiet — dr Name tuet iek jo nüt zur Sach — item, und won i eso mir nüt dir nüt näbe dr Schuel durelaufe, pfuret mr e Bueb schier i d'Bei yne. „Hee, hee!“ mach i, „was git's denn do?“ „He nüt“, sait er und luegt mi ganz verdunkt a. Und wien er wieder furt will, goht ähnen a dr Stroß e Tür auf, und es Meiteli schießt uufen und brüelt: „Seh hei mr kei Wätter meh! Seh hei mr kei Wätter meh!“ „Was hei mr?“ mach i, und 's isch mr, i dörf mynen Okre nümme troue. „Seh hei mr kei Wätter meh!“ brüelt 's wyter und schnupft und grünt, 's git ganz Bächli d'Baden ab.

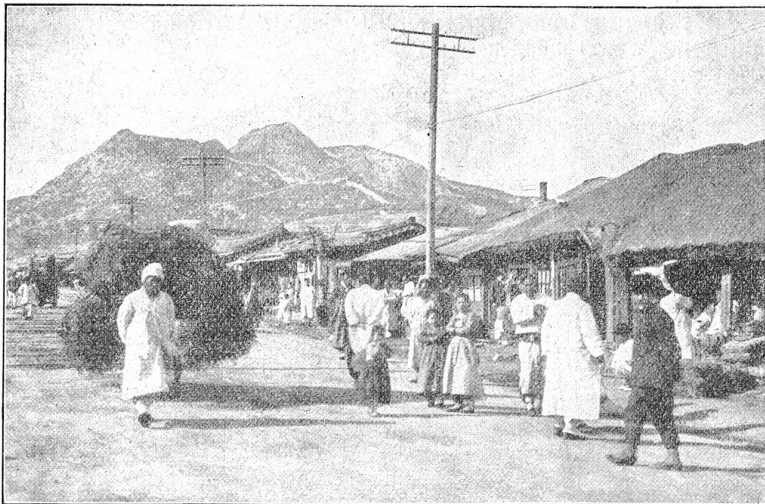
I gangen uf 's zue und fahr im über's Hoort: „Kei Wätter meh, seisch? Wollwoll, lue nummen einisch!“ 's pußt mit em Fürtchzipfeli d'Augen uus und luegt a Himmel ue. Und derno luegt's mi wider a, wie wenn 's mi

wöt froge: „Jää, isch's au wahr?“ „Gäll aber“, mach i, mr hei no Wätter, und wie schön! Aber los iek, was heisch denn au gemeint vorig?“ 's macht es Züpfli und d'Augen wärde wider glänzig: „Se, dr... Hans... het...!“ und fot a schnupfe.

Dr Bueb het si scho vorhär nöchberlig gmacht, und wo-n-i will froge, was denne dr Hans heig, jo, do git dä scho lut: „Se, wüßet dr, 's isch ebe numme wägem Laubfröschli, wo 's vum Götti übercho het“. I chummen allsurt weniger druus, do rußt dr Bueb äntlig vüre: „'s Laubfröschli Ing eben im ene Glas gli, uf dr Rumode. Jo, und wenn 's ebe schön Wätter gee heig, so Ing's 's Stägli uigchnorzet, und wenn's derno wider am Räggen ummergmacht heig, so Ing's eben ammet im Wasser unde ghodt und heig e fei Wanf to.“ „Jo, und iek heisch mer's furtglo!“ fahrt im 's Meiteli drn, „und iek hei mr...“ „Nit, nit“, mach i und so's a strichle, 's Grynne isch em wider z'vorderscht vorne. Und der Bueb chunnt undereinisch e Chopf über, gwüß eso rot as wien e Guggelchamben, und zännet: „Jo, und du heisch mr d'Zwid verhiüneret, wo-n-i sälber dräit ha. Und dr Bottechrächte het mr für e jedwäden e Halbbaze wölle gee, und das het er!“

Was han i do wölle tue? Si bi eifach i dr Chlemmi gli, wie me numme cha drinne in. Vum enen Auswäg au e fei Spur! I ha scho chönne säge, was das auch für Sache Ingen, und ah mr wägem Fröschli einewäg no Wätter heige; aber was het's abtreit? Nüt; jo, bim Bueb scho. Dä het nit wenig aso zängle: „Gsehch iek! Ha's jo allewyl gseit. Sei allwäg kei Wätter meh!“ Und derzue het er e Gattig gmacht, wie wenn er d'Gsheiti und d'Gehrte uf's mindsch mit eme Gepsli gnö hätt. Jo; aber 's Meiteli het brüelet wie nie. I ha mr fryli derno no alle Müeji gee für 's z'gshweigge. Ha's gfrog, wie 's heihi, und ob's au Ditti heig, und wie die heiße — jo, wie me 's eso macht. Und gwüß es dokemol han ihm gsait, wenn jeke 's Fröschli scho nüm uf der Rumode stönd, wäge däm heige mr glich no Wätter — nüt! I sägen, alls isch für d'Chaz gli.

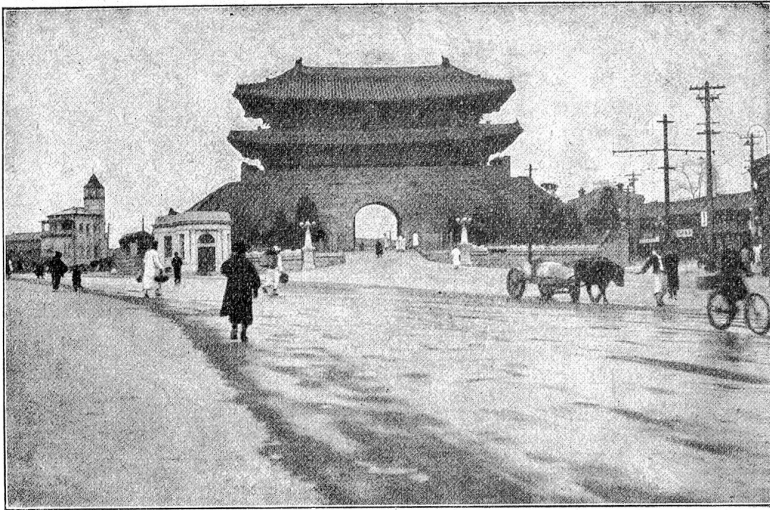
Item, i ha natürlig nit bis zum jüngschte Tag chönne byn im blibe. Fryli, won-i furt bi, han-i all no kei andere Troscht gha as dä: 's wird's mit dr Zyt scho merken, ah mr au ohni Frösche Wätter hei. Se jo, und bis dört ane findt si vilicht wider e Götti, wo im so-n-es grüens Wättermacherli schenkt. (Nat. Ztg.)



Neu angelegte Strasse in Kejo.

Korea.

Vor 20 Jahren tobten um Port Arthur die Kämpfe, die das Schicksal Koreas entscheiden sollten.



Das alte Tor von Kejo nach dem Abbruch der Mauer.

Port Arthur fiel in die Hand der zähen Japs, und Korea wurde ein Untertanenland Japans. Dem Namen nach blieb es zunächst ein freier Staat im Schutze des Inselreiches. Es schien, daß es den Japanern nur darum zu tun gewesen war, den russischen Einfluß zurückzudämmen. Im Jahre 1910 aber enthüllten sie mit dem Annektionsdekret ihre wahre Absicht. Korea wurde eine japanische Kolonie. Sehr wider den Willen des koreanischen Volkes. Dieses haßte seine Unterdrücker; denn der Koreaner, insbesondere der aus der Adelschicht, ist intelligenter als der Japaner. Auch körperlich übertragt er ihn. Die Japaner griffen zu Gewaltmethoden, um die Koreaner zu bändigen. Sie schlossen die Kolonie nach außen hermetisch ab. Die Ausländer waren streng überwacht. Hinter jedem Spital, jeder Schule der Missionare witterten sie Aufhebung; darum legten sie um Korea eine 25 Meilen breite Zone, in der kein fremder Mann eine Nacht lang schlafen durfte. Die Zensur wurde mit Strenge gehandhabt. Die Japaner verzichteten auf die Vorteile des Handels, um im koreanischen Volke keine Bedürfnisse aufkommen zu lassen. So wurde Korea ein noch ärmeres Land, als es von Natur schon ist.

Denn Korea ist ein Gebirgsland und von einem rauen Klima beherrscht. An seiner Nordküste gefrieren die Häfen im Winter zu, und die Berge sind 8—9 Monate mit Schnee bedeckt. Der Süden allerdings ist bedeutend wärmer, liegt er doch unter denselben Breiten wie Spanien, und hier gedeihen halbtropische Gewächse, selbst Palmen und Bambus.

Die Koreaner könnten aber trotz der ungünstigen Klimaverhältnisse und trotz der Armut ihres Landes an Mineralien besser stehen, als dies heute der Fall ist. Sie besaßen frühe von den Chinesen her eine hohe Kultur. Aber sie haben ihre Kultur nicht festgehalten, sondern sie sind in den letzten Jahrhunderten tief heruntergekommen. Die Masse des Volkes ist arm, ungebildet und schmutzig. Die Koreaner genießen zudem den zweifelhaften Ruhm, das trügste Volk der Welt zu sein. Sie pflanzen nicht mehr, als sie zur Lebensfristung benötigen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Reis. Der Reis wird im Süden mit den primitivsten Ackergeräten gepflanzt. Im Norden baut man Hirse, Weizen und Gerste an. Die Bauern wohnen noch in elenden Lehmhütten, die mit Stroh bedeckt sind (siehe nebenstehende Abbildung). Es gibt darin weder Wasserablauf noch Rauchfang; der Rauch entweicht durch die offene Türe, nachdem er im schmutzigen Innern die Rußschicht hat vervollständigen helfen.

Primitiv und schmutzlos ist auch die Kleidung. Männer und Frauen tragen dasselbe hemdartige

weiße Gewand, das seitlich mit einer Schleife gebunden ist, nur die adeligen Damen haben das Vorrecht eines sonderbaren Mantels, der über den Kopf gezogen wird und bloß das Gesicht frei läßt, so daß die Ärmel wie ein überflüssiger Aufputz herabhängen.

Die koreanischen Verhältnisse haben sich seit dem Weltkriege stark geändert. Japan, das im Obersten Rate zur Seite der europäischen Großmächte sitzt, hat notgedrungen — um nicht sich selbst ad absurdum zu führen — die schöne Idee vom Selbstbestimmungsrecht der Völker auch auf Korea anwenden müssen. Es hat plötzlich sein Regime der Unterdrückung und Bewachung aufgegeben und bemüht sich augenscheinlich und mit gutem Erfolg um die Hebung des Landes. Wenn es ehemals dem ängstlich bemüht war, den Fremden den Einblick in ihre Kolonie zu verwehren, so fordert es heute die Presse geradezu auf, die koreanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ein Mitarbeiter der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ hatte Gelegenheit, sich im Regierungsauto

das Land zeigen zu lassen. Wir folgen hier seiner Darstellung.

In der Hauptstadt des Landes, in Kejo, ehemals Söul, empfängt den Fremden heute ein prachtvolles mit dem modernsten Komfort ausgestattetes Hotel. Im ehemaligen Kaiserschloß ist jetzt ein Museum eingerichtet, und die uralten historischen Tore, die vor 12 Jahren noch die wirklichen Eingänge der großen Stadtmauern bildeten, stehen heute nach deren Abbruch als riesige Denkmäler einer vergangenen Zeit inmitten neuer, ganz modern eingerichteter Vorstädte. Das großartige Postamt deutet auf das Verkehrsbedürfnis eines künftigen schwungvollen Handels hin. Japan hat Korea vom Räubertum, das in der benachbarten Mandschurei noch in Blüte steht, befreit. In der nunmehr offenen Hauptstadt wurden breite Boulevards angelegt mit sauberem Makadam, auf dem die Autos und die Fahrräder dahineilen neben den Rikschas und Ochsenkarren.

Mit Tschemulpo, der Hafenstadt, heute Inſen genannt, ist Kejo (Söul) durch eine Bahn verbunden, die über die wunderbar neue Eisenbahnbrücke fährt. Mit berechtigtem Stolz zeigen die Japaner dort dem Fremden die Schleusenanlagen, die mit einem Kostenaufwand von 5½ Millionen Yens nach dem Muster des Panamakanals errichtet wurden.

Für die Bildung des koreanischen Volkes wenden die Japaner neuerdings große Summen auf. Zu der Hochschule in Kejo drängen sich die intelligenten Söhne des Landes; 4000 melden sich jährlich für die 400 verfügbaren Plätze. Der Film wird intensiv benützt für aufklärende Vorträge zu Stadt und Land, mit denen die Japaner Hygiene und Kulturinteresse in die koreanischen Familien pflanzen möchten.



Ein koreanisches Haus.

In großer Zahl wurden Volksschulhäuser in Holz gebaut, in deren sechs Schultuben je bis 200 Knaben unterrichtet werden. In den Mittelschulen wird Algebra, Englisch, chinesische Schrift und chinesische klassische Literatur gelehrt und die Schuljugend von japanischen Offizieren militärisch gedrillt. In der Mädchenhochschule in Hejo werden 250 junge Koreanerinnen in humanistischen und in Haushaltungsfächern, Aufräumen, Waschen, Sticken, Nähen mit der Nadel und mit der Maschine, unterrichtet. Auf dem Tennisplatz vor dem Hause spielen die Mädchen in ihren weiten Schulmädleröden scharf und sportsmäßig nach englischer Art. Viele dieser „höheren Töchter“ studieren dann an der Frauenuniversität in Tokio weiter.

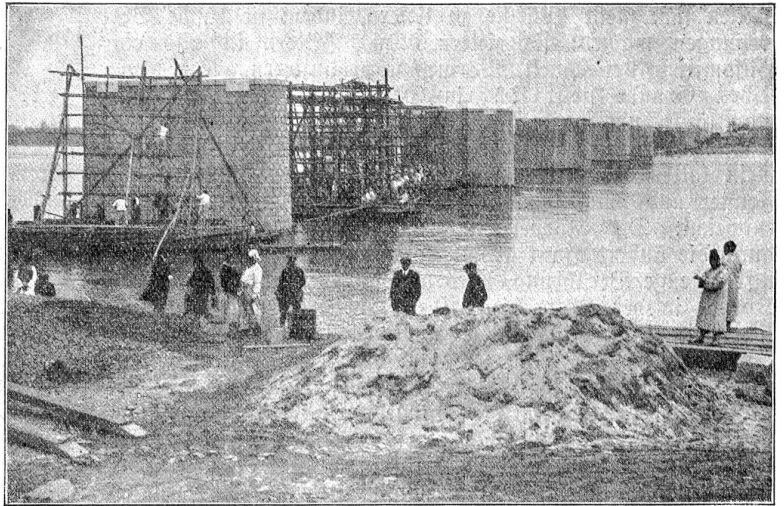
Ob die Japaner mit dieser friedlichen Durchdringung Koreas die nationalistische Bewegung bezwingen werden, die sich heute wieder, geschürt durch bolschewistische Einflüsse, wie überall in unterjochten Völkern, auch in Korea geltend macht? Da der Koreaner an Naturbegabung dem Japaner überlegen ist — sein Sprachtalent soll phänomenal sein — so mag man das füglich bezweifeln. Es ist aber zu hoffen, daß Japan seine heutige politische Richtung beibehält, d. h. das Selbstbestimmungsrecht zu gegebener Zeit auch seinen koreanischen Untertanen gewähren wird, zum mindesten so, wie dies England mit seinen Dominions getan hat.

Weshalb frieren wir?

Von Dr. Thraenhart.

Draußen ist's kalt, im Zimmer nicht minder. Noch ist der Ofen nicht warm, strömt keine Wärme aus. Ich friere tüchtig. Nun wird ordentlich nachgefeuert, daß lustig knisternd die lodernde Flamme prasselt. Der Ofen brennt jetzt sogar zu stark, denn als ich nach einiger Abwesenheit das Zimmer wieder betrete, ist es drückend heiß — das Thermometer zeigt 25° C.

Weshalb war mir vorhin kalt, und weshalb jetzt so heiß? Die Antwort scheint leicht. Es war doch kalt im Zimmer, da war ich kalt geworden; und als es heiß wurde, da wurde ich warm. Und doch ist das nicht richtig. Denn wenn ich mit dem Thermometer genießen hätte, würde ich gefunden haben, daß meine Körpertemperatur in beiden Fällen dieselbe war, etwa 37° C. Gestern maß ich mit dem Thermometer einen Fieberkranken, der vor Frost zähneklappernd in seinem Bette lag und klagte, daß er nicht warm werden könne. Aber seine Körpertemperatur betrug 40°, also sogar 3° über der normalen. Früher maß ich einmal einen Mann, dem schrecklich heiß war, weil er sehr viel Wein getrunken, seine Temperatur war 36°. Was sind das für Widersprüche?



Im Bau befindliche Eisenbahnbrücke bei Hejo.

Alle Zellen im lebenden Organismus bilden bei ihrer Arbeit Wärme. Sie stammt aus Verbrennungsprozessen, die in der Zelle vor sich gehen. Denn alles Leben beruht auf solchen Verbrennungsprozessen. Das Brennmaterial dazu ist die Nahrung, die zum Verbrennen nötige Luft ist der Sauerstoff der Atemluft. Alle tierische Wärme stammt also aus den Nahrungsmitteln. Und wie in dem Ofen immer mal wieder Brennstoff nachgelegt werden muß, so muß auch in den Leibesofen Brennstoff nachgelegt, Nahrung eingenommen werden.

Je tätiger und größer die Organe sind, desto mehr Wärme wird gebildet. Deshalb wundert es uns auch gar nicht, daß die Muskeln mit ihrer Arbeit die Hauptquelle unserer Körperwärme sind, bilden sie doch fast die Hälfte des Körpers. Wenn wir körperlich arbeiten, wird es uns warm.

Wie alle Defen sich fortgesetzt abkühlen, weil sie ihre Wärme an die Luft abgeben, so auch der Menschenofen. Würden wir gar keine Wärme abgeben, dann stiege unsere Temperatur fortgesetzt an, und zwar innerhalb 24 Stunden bis auf 85 Grad. Das halten unsere Körperzellen nicht aus. Unser Ofen muß so viel Wärme abgeben, daß dauernd im Innern eine Temperatur von 37° C. herrscht. Allerdings schwankt der Temperaturspielraum für die Lebensfähigkeit unserer Körperzellen zwischen 27 und 44 Grad. Also muß der Mensch Vorrichtungen haben, die seine Körpertemperatur gegenüber der Außenwelt auf dem bestimmten Niveau erhalten. Was sind das für geheimnisvolle Regulatoren?

In passender Weise macht dies Dr. Hermann Deker klar in seinem prächtigen Buche „Lebensrätsel“ (Verlag E. S. Moritz in Stuttgart), dem wir in dieser Schilderung hauptsächlich folgen. Beobachten wir einen Menschen bei kaltem Wetter in der Badeanstalt (im Freien), wenn er lange Zeit entkleidet umher geht. Seine Haut wird blaß, eine Gänsehaut ist besonders an den Armen zu sehen, er fängt an zu schauern und zu zittern. Schließlich klappern die Zähne, er kauert sich zusammen. Rasch zieht er warme Kleider an, macht schnelle Bewegungen, vielleicht trinkt er auch eine Tasse heißen Tee und ißt mit großem Hunger.

Weshalb zittert er? Wenn ein Ofen bei genügendem Brennmaterial nicht brennt, nicht genug Wärme produziert, was tut man? Man macht die Feuerungsflappe auf, läßt also Sauerstoff zuströmen, daß die Kohlen aufladern. Ganz dasselbe macht unser Mann: Im Schauern holt er tief und langsam Atem. Lange tiefe Atemzüge führen schnell eine Menge Brennstoff (Sauerstoff) zu, der Menschenofen „zieht“ prächtig und produziert rasch wohlige Wärme. Auch die Muskeln



Auf dem Tennisplatz der Mädchenhochschule in Hejo.